

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

BRAD PARKS

**ICH
VERNICHTE
DICH**

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Irene Eisenhut

 | FISCHER



3. Auflage: Dezember 2018

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Dezember 2018

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel »Closer than you know« im Verlag Dutton,
an imprint of Penguin Random House LLC, New York, USA
© 2018 by MAC Enterprises Inc.
© 2018 by Brad Parks

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70225-1

1. KAPITEL

Er trug seinen besten Anzug, der normalerweise Beerdigungen vorbehalten war.

Sie hatte ihre Perlen angelegt, da sie sich dadurch mütterlicher fühlte.

Arm in Arm gingen sie über den zementierten Weg zum Sozialamt des Shenandoah Valley, das in dem metallverkleideten Gebäude untergebracht war. Die Umgebung war nicht begrünt, nicht ausgeschmückt, es gab keinen Versuch, sie einladender zu gestalten. Als kommunale Behörde war das Sozialamt weder gewillt, solche gestalterischen Verschönerungen vorzunehmen, noch verfügte es über einen Etat hierfür. Ihre Klientel kam nicht freiwillig her.

Der Mann blieb vor der Eingangstür stehen.

»Vergiss nicht: Wir sind perfekt«, sagte er zu seiner Frau.

»Das perfekte Paar«, erwiderte sie.

Er öffnete die Tür, und sie gingen durch einen kahlen Betonziegelgang zum Hauptwartebereich. Auf einem Schild stand geschrieben: HINWEIS: KEINE WAFFEN.

Vor den Wänden des Raums, den sie bald darauf betraten, standen ringsherum blaue Kunstlederstühle, und überall hingen Warnungen, die darauf hinwiesen, keinen Betrug mit Essensmarken zu begehen. Ein paar Menschen, deren Los es war, in Familien geboren worden zu sein, die schon über mehrere Generationen hinweg in Armut lebten, blickten auf und starrten sie an. Männer in Anzügen und Frauen mit Perlenketten waren an diesem Ort kein üblicher Anblick.

Ohne den anderen Wartenden Beachtung zu schenken, durch-

querten der Mann und die Frau den Raum und meldeten sich bei einer Empfangsdame, die verschanzt hinter einer dicken, durchsichtigen Scheibe aus Plastik saß. Ihre Arbeit konnte schwierig sein: Sie reichte von der Bewilligung von Zuschüssen und der Ablehnung von Anträgen bis hin zur Abholung missbrauchter und vernachlässigter Kinder aus der eigenen und deren Unterbringung in eine andere Familie. Derlei Vorfälle hatte es gegeben.

Nach zirka einer Minute empfing die zuständige Familiensachbearbeiterin den Mann und die Frau. Die Sachbearbeiterin trug eine eckige Brille und einen straff gebundenen Pferdeschwanz. Sie begrüßte den Mann und die Frau mit Namen, lächelte dabei herzlich und umarmte sie.

Ihr heutiges Treffen unterschied sich völlig von ihrer ersten Begegnung, die etwa drei Monate zurücklag und in der es lediglich ein nüchternes Händeschütteln und berechtigtes Misstrauen gegeben hatte. Ehepaare wie diese betraten nicht einfach so das Sozialamt von Shenandoah Valley und meldeten sich freiwillig als Pflegeeltern. Ehepaare wie diese – die über finanzielle Mittel und Verbindungen verfügten und deren Auftreten nahelegte, dass sie es nicht gewöhnt waren, auf das zu warten, was sie haben wollten – wandten sich entweder an private Adoptionsagenturen oder reisten ins Ausland, um sich Kinder zu besorgen: nach Osteuropa, wenn sie ein weißes Kind haben wollten; nach Afrika, Asien oder Südamerika, wenn es ihnen egal war.

Im Ernst, was machen Sie hier?, hatte die Sachbearbeiterin sie fragen wollen.

Doch dann hatte sie mit ihnen ein Gespräch geführt, und die beiden hatten sie überzeugt. Sie erzählten ihr von den vergeblichen Versuchen, schwanger zu werden, und von den Tests, die offenbarten, dass sie nie eigene Kinder bekommen könnten.

Aber sie wollten unbedingt eine Familie haben und hatten deshalb entschieden, ein Kind vor Ort zu adoptieren. Warum

ins Ausland fahren, wenn es bedürftige Kinder hier in der eigenen Gemeinde gab? Sie wollten die Liebe, die in ihnen war, weitergeben.

Die Familiensachbearbeiterin versuchte, ihnen zu erklären, dass es bei dem von ihnen gewählten Weg keine Garantien gab. Es könnten Monate oder sogar Jahre vergehen, bis ihnen ein Kind zugeteilt werden würde. Selbst dann könnte es sein, dass sie es nur zur Pflege bekamen und es später wieder an die leibliche Mutter zurückgeben müssten. Adoption sei immer nur die letzte Option. Vorrangiges Ziel für die Sozialämter sei es – ganz zu schweigen von den in Virginia geltenden Gesetzen –, die Kinder mit ihren leiblichen Eltern wieder zusammenzuführen.

Als die Frau das hörte, kaute sie an ihren Fingernägeln. Der Mann wirkte unbeirrt.

Nach dieser ersten Unterhaltung hatte das Elternorientierungsgespräch stattgefunden, dem die Schulungen gefolgt waren. Sie hatten sich Notizen gemacht, Fragen gestellt und sich so verhalten, als wollten sie diese Schulungen als Klassenbeste abschließen.

Der Rundgang in ihrem Haus, bei dem sämtliche Räumlichkeiten auf ihre Tauglichkeit zur Unterbringung eines Kindes hin überprüft worden waren, hatte zu keinerlei Beanstandungen geführt. Es war alles vorhanden gewesen, von den Kindersicherungen bis hin zu den Rauchmeldern.

Und das Kinderzimmer? Mustergültig. Ein Kinderbett, das den üblichen Standard weit übertraf. Die Windeln, ordentlich gestapelt. Die Wände, frisch in Hellblau gestrichen.

»Blau?«, hatte die Familiensachbearbeiterin gefragt. »Was, wenn es ein Mädchen ist?«

»Ich habe da so ein Gefühl«, hatte der Mann geantwortet.

Sie wurden auf etwaige Vorstrafen hin überprüft. Die vorgelegten Gehaltsabrechnungen zeigten, dass sie über genügend

Einkommen verfügten, um ein Kind zu ernähren. Ihre Konten quollen förmlich über vor Rücklagen.

Hausversicherung, vorhanden. Autoversicherung, vorhanden. Lebensversicherung, vorhanden. Ihr Arzt hatte bestätigt, dass beide, sowohl die angehende Mutter als auch der angehende Vater, bei bester Gesundheit waren. Die von ihnen als Referenz angegebenen Personen überschlugen sich vor Lob.

In den dreizehn Jahren, in denen die Familiensachbearbeiterin mittlerweile beim Sozialamt tätig war, hatte sie schon mit Hunderten von Familien zu tun gehabt. Doch selbst die liebenswertesten, vernünftigsten und besten hatten irgendwelche Probleme.

Diese Familie nicht. Sie war noch nie zwei Menschen begegnet, die besser vorbereitet waren.

Sie waren das perfekte Paar.

Das Sozialamt von Shenandoah Valley vergab offiziell keine Plätze unter den potentiellen Pflegefamilien. Doch wer sollte schon oben auf der Liste stehen, wenn nicht sie, falls ein Kind zu vergeben war?

Selbst zu diesem Termin waren sie so adrett erschienen, als würden sie an einer wichtigen, öffentlichen Feier teilnehmen. Dabei waren sie in dieses schäbige Büro ohne Fenster nur noch einmal gekommen, um ein Stück Papier entgegenzunehmen. Es war ihre Bescheinigung, die ihnen bestätigte, alle notwendigen Maßnahmen absolviert zu haben, um Pflegeeltern zu werden.

Sie strahlten vor Glück, als sie das Dokument in den Händen hielten. Jetzt war es amtlich, jetzt waren sie Pflegeeltern.

Noch mehr Umarmungen. Noch mehr lächelnde Gesichter. Die Empfangsdame trat hinter ihrem Schutzwall hervor, um Fotos zu machen. Es war für dieses Paar ein ganz besonderer Anlass.

Dann verabschiedeten sie sich.

»Und was ist, wenn der ganze Aufwand umsonst war?«, fragte die Frau, als sie das Gebäude verließen.

»War er nicht«, versicherte ihr der Mann.

»Du glaubst wirklich, dass es dazu kommen wird?«

Er beugte sich zu ihr.

»Mach dir keine Sorgen!«, sagte er. »Wir werden im Nu ein Kind haben.«

2. KAPITEL

Wenn man eine berufstätige Mutter ist, so wie ich, weiß man eins ganz genau: Eine gute Kinderbetreuung – sicher, bezahlbar und zuverlässig – ist seltener als ein lupenreiner Diamant und mindestens doppelt so viel wert. Sie ist das Bindegewebe, die Luft in den Lungen und das lebenswichtige Vitamin, das alle anderen Aktivitäten überhaupt erst möglich macht.

Die Kehrseite einer Kinderbetreuung ist die, dass man im Prinzip handlungsunfähig ist, wenn man sie verliert, insbesondere im Fall eines Kleinkinds.

Genau diese Katastrophe versuchte ich an jenem Dienstagabend abzuwenden. Es war Anfang März. Ich raste mit meinem Auto zu Ida Ferncliffs Haus und richtete dabei ein Auge auf die Straße und eins auf die Uhr, die erbarmungslos in Richtung 18.00 Uhr tickte.

Mrs Ferncliff war die Tagesmutter unseres mittlerweile drei Monate alten Sohns, Alex, der mit sechs Wochen in die Kinderbetreuung gekommen war. Sie war im Umgang mit Kindern und Babys so magisch wie Harry Potter – geduldig und freundlich, fürsorglich und ruhig, nichts brachte sie aus der Fassung.

Im Umgang mit Erwachsenen glich sie eher Voldemort. Mein Mann, Ben, nannte sie Der Kaiser, nach Kaiser Wilhelm. Und das nicht nur wegen ihres Schnurrbarts. Sie hatte Regeln, die sie eisern befolgte, und genau das Gleiche erwartete sie von ihren Mitmenschen.

Eine dieser Regeln besagte, dass die Kinder bis um spätestens 17.30 Uhr abgeholt werden sollten. Es gab eine Gnadenfrist von fünfzehn Minuten, doch Mrs Ferncliffs Vorstellung von Gnade

ging mit dem Schürzen der Lippen und einem bitterbösen Blick einher. Nach 17.45 Uhr verhängte sie eine Strafe von zwanzig Dollar, plus einem Dollar für jede weitere Minute.

Holte man sein Kind nach 18.00 Uhr ab, stellte das einen Grund zur Kündigung des Vertrags dar. Jenes Vertrags, den ich, Melanie A. Barrick, und mein Mann, Benjamin J. Barrick, unterzeichnet hatten. Mrs Ferncliff hatte mir klargemacht, dass sie nicht zögern würde, die Nach-achtzehn-Uhr-Klausel anzuwenden, als ich einmal um 17.52 Uhr, einmal um 17.47 Uhr und einmal um 17.58 Uhr vor ihrer Haustür stand, da meine Schichtablösung, der widerliche Warren Plotz, jeweils mit mehr als einer halben Stunde Verspätung eingetrudelt war, so dass ich mich hatte sputen müssen, um es noch rechtzeitig zu schaffen.

Meine Beschwerden über Warrens Unpünktlichkeit waren ins Leere gelaufen. Die Tatsache, dass er der Sohn des Firmeninhabers war, gab ihm anscheinend das Recht, sich wie ein Flachwischer verhalten zu dürfen. Dabei lautete die erste Regel bei Diamond Tracking, dass der Schreibtisch des Disponenten – die lebenswichtige Verbindung für sechsundvierzig Trucks, die kreuz und quer durchs Land fahren und deren Ladung aus verderblicher Frischware bestand – rund um die Uhr besetzt sein musste.

Außerdem konnte ich es mir nicht erlauben, diesen Job zu verlieren. Der Stundenlohn betrug achtzehn Dollar, und ich musste keinen Eigenanteil leisten für eine Krankenversicherung ohne Selbstbeteiligung. Ein Vorteil, der unbezahlbar war, seitdem wir Alex hatten. Wir kamen so in den Genuss kostenloser Kinder Vorsorgeuntersuchungen.

Mein Job als Disponentin in einer Spedition stellte zugegebenermaßen nicht die Karriere dar, die ich mir erhofft hatte, als ich mein Studium an der University of Virginia summa cum laude abschloss. Ich hatte mir vorgestellt, dass ich mit einunddreißig Jahren einer sinnvollen Arbeit in einer Organisation mit sozialer Verantwortung nachgehen würde.

Doch diese hochgesteckten Ziele stießen mit den Realitäten des Jahres 2009 zusammen, meinem Abschlussjahr. Wie sich herausstellte, sollte es der schlimmste Zeitpunkt in der Geschichte des heutigen Amerikas sein, um den Arbeitsmarkt zu betreten. Doch mein Fachgebiet, die englische Literatur, übertraf noch mein grässliches Timing. Damit war ich zwar welt- und wortgewandt, aber praktisch unvermittelbar.

Nach fünf Jahren und unzähligen erfolglosen Bewerbungen – fünf Jahren, in denen ich entweder arbeitslos war oder als Bedienung bei Starbucks jobbte und Caffè latte servierte – konnte ich endlich diese Stelle ergattern, auf die ich nicht mehr verzichten wollte. Selbst wenn das bedeutete, dass Warren Plotz' ständige Unpünktlichkeit mir fast jede zweite Woche einen Herzinfarkt bescherte.

Es war 17.54 Uhr, als ich auf die Ampel des Statler Boulevard zufuhr, der entlang der östlichen Seite von Staunton, einem idyllischen Städtchen im Shenandoah Valley mit zirka 25 000 Einwohnern, einen Halbkreis bildet. Eigentlich gefiel mir die gemächlichere Gangart in Staunton, außer sie trat in Form von Autofahrern auf, die zwischen sich und dem nächsten Fahrzeug einen Abstand von sechs Autolängen pflegten, so dass man ständig die Fahrbahn wechseln musste, um an ihnen vorbeizukommen.

Ich brauchte vom Statler Boulevard bis zu Mrs Ferncliffs Haus genau sechs Minuten, wie ich aus bitterer Erfahrung wusste. Sollte ich es über die Ampel schaffen, während die Uhr noch immer 17.54 Uhr anzeigte, wäre ich auf der sicheren Seite. Gerade noch so.

Doch dann, ich war noch immer einhundert Meter davon entfernt, sprang sie auf Gelb. Aus Gründen, die nur die Ampelschaltungsgötter kannten, dauerte es eine halbe Ewigkeit bis zur nächsten Grünphase. Ich würde es niemals rechtzeitig schaffen, wenn ich anhielte. Mrs Ferncliff würde den Vertrag kündigen,

und wir wären gezwungen, uns eine neue Kinderbetreuung zu suchen.

Eine völlig aussichtslose Sache. Das wusste ich schon jetzt. Ben – in Alabama in einer afroamerikanischen Familie aufgewachsen, die kein Geld besaß – war Doktorand und bezog nur ein kleines Gehalt, so dass wir uns keine dieser tollen Kindertagesstätten leisten konnten, die versprachen, dass das Kind schon bis zum dritten Lebensjahr die Quantentheorie beherrschte. Uns blieben nur Tagesmütter übrig, die, so schien es, entweder Kettenraucherinnen waren, nachlässige Urgroßmütter oder Menschen, die es für ungefährlich hielten, wenn ein Kleinkind ab und zu abgeblätterte bleihaltige Farbe einatmete.

Ich trat aufs Gaspedal. Nur Nanosekunden bevor ich die dicke weiße Linie überfuhr, sprang die Ampel auf Rot.

Egal. Ich hatte es geschafft und atmete erleichtert aus.

Da sah ich die blauen Lichter eines Polizeiwagens in meinem Rückspiegel leuchten.

Einen Strafzettel und dreiundzwanzig Minuten später bog ich hektisch in die kurze Einfahrt von Mrs Ferncliffs Haus ein. Ich schnappte mir den Zettel, da ich hoffte, dass Der Kaiser so Milde walten lassen würde. Dann stieg ich aus dem Auto, ging die wenigen Stufen zur Haustür hinauf und drehte den Türgriff um.

Die Tür war verschlossen.

Das war eigenartig, denn Mrs Ferncliff ließ die Tür normalerweise offen, da sie die Kinder nicht gern unbeaufsichtigt ließ.

Ich klingelte und wartete. Fünfzehn Sekunden. Dreißig Sekunden. Dann klingelte ich noch einmal.

»Mrs Ferncliff, ich bin's, Melanie Barrick«, rief ich. Sie war drinnen im Haus und stocksauer auf mich. Das wusste ich. »Es tut mir leid, dass ich zu spät bin. Man hat mich bei der Arbeit mal wieder aufgehalten, und dann musste ich mich so sehr beeilen,

dass die Polizei mich angehalten hat. Ich ... ich hätte Sie auch angerufen, aber ich kann mein Handy nicht finden.«

Ich klang jämmerlich. Absolut jämmerlich. Obwohl ich in der Geschichte der Menschheit nicht die schlechteste Erziehungsberechtigte war – diesen Titel hatten meine Eltern schon vor langer Zeit erworben, als sie mich mit neun Jahren zur Adoption freigaben –, fehlte nicht mehr viel dazu.

»Es tut mir leid, okay?«, fuhr ich fort. »Schrecklich leid. Können Sie bitte die Tür aufmachen?«

Immer noch keine Antwort. Vielleicht sammelte sie nur die Sachen von Alex ein, um sie durch die Tür zu reichen, zusammen mit meinem Kind.

Und dem Vertrag, markiert mit der Achtzehn-Uhr-Kündigungs Klausel.

Ich stand eine weitere Minute auf der Veranda – musste ich dafür etwa auch einen Dollar zahlen? – und wurde allmählich wütend. Wie lange wollte sie mich mit ihrem Schweigen noch bestrafen? Ich schlug mit der Hand gegen die Tür.

»Mrs Ferncliff, *bitte!*«, flehte ich. »Es tut mir leid, dass ich zu spät bin. Sehr viel zu spät bin. Es tut mir leid, dass ich eine schreckliche Mutter bin. Es tut mir alles furchtbar leid.«

Immer noch keine Antwort.

Schließlich erklang Mrs Ferncliffs strenge Stimme. »Gehen Sie weg! Gehen Sie, oder ich rufe die Polizei.«

»Okay, in Ordnung. Geben Sie mir einfach nur Alex, und ich verschwinde.«

Und dann sagte Mrs Ferncliff einen Satz, der einen elektrischen Schlag von mehreren Gigawatt durch meinen Körper jagte.

»Alex ist nicht mehr da.«

Ich schnappte unwillkürlich nach Luft. »Wie bitte?«

»Er ist beim Sozialamt.«

Der Elektroschock raste mittlerweile von meinen Füßen zum

Kopf. Ich wusste, dass Mrs Ferncliff eine strenge Person war, aber das hier war krankhaft.

»*Sie haben mein Kind dem Sozialamt übergeben, weil ich zwanzig Minuten zu spät dran bin?*«, brüllte ich.

»Ich habe Ihr Kind nicht dem Sozialamt übergeben. Da war jemand vor ein paar Stunden hier und hat ihn mitgenommen.«

»Was? Warum? Was zum ...«

»Fragen Sie das Sozialamt! Und jetzt gehen Sie! Verlassen Sie mein Grundstück!«

»Mrs Ferncliff, warum hat das Sozialamt Alex mitgenommen? Ich habe keine Ahnung, was hier los ist.«

»Gut, dann sag ich's Ihnen«, schrie sie. »Man hat mir alles über Sie erzählt. Ich hoffe, dass man das Kind so weit wie möglich von Ihnen wegbringt.«

»*Wovon reden Sie denn?*«

»Ich hole jetzt die Polizei.«

»Könnten wir bitte ... einfach nur ein vernünftiges Gespräch miteinander führen?«

Keine Antwort.

»Bitte, Mrs Ferncliff, *bitte!*«

Doch sie hatte das Antworten eingestellt. Ihre Stimme drang durch die Tür. Sie sprach laut mit der Polizei von Staunton – das war beabsichtigt – und erklärte, dass ein Eindringling gegen ihre Tür hämmere und sie um ihre Sicherheit besorgt sei.

Ich spürte, dass ich keine andere Wahl hatte. Die unnachgiebige Mrs Ferncliff würde ihre Meinung nicht mehr ändern. Also verließ ich die Veranda und kehrte zu meinem Auto zurück.

Ich setzte mich hinein. Mir war klar, dass ich Alex finden musste. Doch ich war zu verwirrt, um strukturiert zu denken und einen Plan zu fassen, wie ich das bewerkstelligen könnte.

»*Man hat mir alles über Sie erzählt. Ich hoffe, dass man das Kind so weit wie möglich von Ihnen wegbringt.*«

Was meinte sie damit überhaupt? Alex war weder unter-

ernährt, noch hatte er Blutergüsse oder wurde in irgendeiner Weise misshandelt.

Ich konnte es mir nur so erklären, dass sich jemand beim Sozialamt über mich beschwert hatte. Wenn man wie ich als Pflegekind aufgewachsen ist, lernt man schnell, dass es eine bestimmte Sorte von Mensch gibt – eine gemeine, widerliche, nachtragende Unterart eines Untermenschen –, die das Sozialamt anonym anruft und es als Waffe einsetzt. Und das nur aus Boshaftigkeit, weil sie einen Nachbarn, einen Kollegen oder eine andere Person abgrundtief hassen.

Ich konnte einfach nicht glauben, dass es in meinem Leben so eine Person gab. Warren Plotz war zu sehr damit beschäftigt, seine Arbeitszeiten zu verschlafen, um eine derartige Heimtücke an den Tag zu legen. Ich hatte keine Nachbarn, mit denen ich Streit hatte. Ich hatte keine Feinde.

Zumindest keine, von denen ich wusste.

Ich fuhr rückwärts aus der Einfahrt, damit Mrs Ferncliff mir nicht die Polizei auf den Hals hetzen konnte.

Panik stieg in mir auf.

Alex ist nicht mehr da.

Er ist beim Sozialamt.

Ich versuchte mir einzureden, dass es ein Missverständnis war, doch es gelang mir nicht. Ich wusste es besser. Das Sozialamt kam nicht einfach vorbei und nahm ein Kind mit, nur weil eine Tagesmutter sich über die Unpünktlichkeit der Mutter ärgerte. Sie tauchten nur auf, wenn ein Grund vorlag. Beziehungsweise wenn sie glaubten, dass ein Grund vorlag.

Und sie gaben das Kind erst wieder zurück, wenn es auch dafür einen Grund gab.

Das hatte ich während der Zeit gelernt, als ich in staatlicher Obhut war. Doch ich hatte in meiner Jugend eine noch größere Lektion gelernt – eine Lektion, die mich gerade einholte wie ein Echo aus vergangenen Zeiten. Ich hatte damals vor Wut ge-

schäumt, weil ich aus einer stabilen, netten Pflegefamilie herausgerissen wurde und ohne ersichtlichen Grund wieder in ein Pflegeheim gesteckt wurde.

»Das ist eine Katastrophe«, stöhnte ich.

»Süße, so ist nun mal das Pflege-System«, antwortete sie mir.

»Die Katastrophe ist immer näher, als du denkst.«